

Umbruch und Überleben

Andreas Willisch

Wenn von Umbruch die Rede ist, geht es meist um die Frage, aus welcher Gesellschaft wir eigentlich kommen und in welche Gesellschaft wir gehen werden. Das ist in den großen Entwürfen – etwa von der fossilen zur postfossilen Gesellschaft – nicht anders als beim Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft oder, etwas kleiner, bei der Transformation der sozialistischen Staatsverwaltungswirtschaft zur sozialen Marktwirtschaft. Der Ausgangszustand und der Zielzustand wird jeweils als mehr oder weniger klar voneinander abgrenzbare Formation beschrieben, die sich durch ihre spezifischen Basiskonstellationen unterscheiden – einmal durch die endlichen Rohstoffressourcen, die Organisation der Arbeit beziehungsweise die Beschäftigungsstruktur oder die staatlichen Grundlagen des Wirtschaftens.

Mal abgesehen davon, dass für eine Vielzahl der Nachfolgegesellschaften die typische Alternativkonzeption nicht klar beziehungsweise nur durch Abwesenheitskonstruktionen – Post-Industrielle Gesellschaft, Post-Moderne – beschrieben werden können, lenkt dieser Umstand doch gleichzeitig das Augenmerk darauf, dass die abnehmende Wirkmächtigkeit eines Typs gesellschaftlicher Entwicklung nicht einfach und von einem Moment zum nächsten durch ihre Nachfolger ersetzt wird. Gesellschaften – und insbesondere moderne – befinden sich in einem ständigen Veränderungsprozess, von dem sich Zeiten besonders rapider Umbrüche noch unterscheiden lassen. Umbruchgesellschaften sind daher Zwischengesellschaften oder Zeitabschnitte im Prozess sozialen Wandels, in denen ein Paradigmenwechsel vollzogen wird und sich das Neue und das Alte mischen, Zeiten der Ungleichzeitigkeit, der Unübersichtlichkeit, des Nicht-mehr und Noch-nicht, des Drinnens oder Draußens.

In diesen Übergangszeiten, in denen das prägende Gehäuse der Vorzeit zerbricht und die Konturen der Nachzeit zwar sichtbar, aber noch nicht vollständig

handlungsleitend werden können, kehren die Fragen nach dem Überleben zurück in den öffentlichen Diskurs. Fraglos verbinden sich mit Überlebensbeschreibungen zuallererst Krisenphänomene, umso mehr, da sich moderne Gesellschaften als Wohlfahrtsgesellschaften verstehen, in denen das Problem des alltäglichen Überlebens gebannt schien. Es geht auch zunächst nicht um das elementare Überleben, sondern um die durch die unsichere Konturiertheit hervorgerufene Ungewissheit darüber, was nun gilt, was bleiben darf, was aufgegeben werden muss. Zeiten des Überlebens sind daher in besonderer Weise Abschnitte, in denen einem wandlungsbedingt vergrößerten Optionenrepertoire ein erfahrungsgeschwächtes Entscheidungs- und strategisches Instrumentarium gegenübersteht. Es sind mehr und neuartige Entscheidungen zu treffen, ohne dass auf Gewohntes in der Weise wie bisher zurückgegriffen werden könnte. Das Problem des Überlebens kommt daher zwar nicht unmittelbar als die Bedrohung des physischen Lebens ins Spiel, sehr wohl aber als eine elementare Bedrohung all dessen, was das Leben bisher ausgemacht hat.

Umbruchszeiten, in denen die Fragen nach dem Überleben gestellt werden, nach dem, was sich überlebt hat, was überlebenswert ist und dem, was sich durchsetzt, sind nicht nur Zeiträume tiefer Erschütterungen, sondern auch Transformationszeiten. In Umbrüchen verändern Gesellschaften, Städte oder Gemeinden, Unternehmen, Vereine und auch die Menschen ihre Gestalt, ihr Erscheinungsbild. Die Berliner Republik trägt schon im Namen das transformierte Bild: groß gegen klein, Ost und West, Weltstadt oder Provinz, arm, aber sexy und reich und dröge, laut gegen leise, bestenfalls protestantisch, keinesfalls katholisch. Wer oder was diesen Umbruch überlebt, wird sich und seinen Platz in der Welt verändert haben.

Diese Überlebenstransformation ist unmittelbar gekoppelt an bestimmte Überlebensarrangements. Es

geht darum, mit neuen Koalitionen zu experimentieren oder auf ein Minimum reduziert durchzuhalten. Solche reduktionistischen Verkapselungen gewinnen ihren Sinn daraus, dass alles auf eine einzige Karte gesetzt wird, das Wenige, was verblieben ist, wird zusammengehalten und das, was nur Kosten verursacht und wenig Nutzen bringt, wird zurückgelassen. Das erinnert natürlich sofort an betriebliche Strategien oder den Konkursverwalter. Doch auch für den Einzelnen oder Kommunen bieten diese Schrumpfangsarrangements Vorteile. Alles wird überschaubarer in Zeiten neuer Unübersichtlichkeit, alles scheint beherrschbarer, da ansonsten die Fremdbestimmtheit, die Bestimmung durch Sachzwänge zuzunehmen scheint (t.i.n.a = there is no alternative).

Auf der anderen Seite der Skala der Möglichkeiten finden sich Strategien der Vernetzung, der Suche nach neuen Koalitionen und Partnerexperimente. Ihr Vorteil besteht darin, dass nach dem Wegfall alter Sachzwänge neue Zugewinnsgemeinschaften auf der Straße zu liegen scheinen. Finde den richtigen Partner oder den Weißen Ritter, und zusammen geht es erfolgreich durch die Krise. Statt eisern das Wenige über die Zeit zu bringen, wird das Verbliebene hier mit dem der neuen Freunde verschmolzen, in der Erwartung, dass das Beste von allen den Sieg in der Zukunft schafft. Dabei geht es nicht ums Durchhalten, sondern um einen Neustart, denn es gibt Alternativen.

Zeit des Überlebens

Im Überlebenskampf der Automobilindustrie im Herbst 2008 und Frühjahr 2009 haben die Manager und politischen Strippenzieher vorgeführt, wie man durch geschicktes Taktieren mal mit der Durchhalte-, mal mit der Neustartstrategie die Unternehmen über die schwerste Zeit bringen und sie dabei doch tiefgründig verändern kann. Es mag plakativ klingen und bisweilen paradoxe Züge tragen, dass das Ende des Fordismus durch eine Überproduktionskrise der Automobilindustrie, begleitet durch eine Immobilienspekulationsblase, sichtbar vollzogen wurde. Ford mit Fiat, GM mit Opel, auch mit Solarworld oder am besten eigenständig, VW für Porsche oder Porsche als kleine, feine Marke im Weltkonzern – es war die Zeit des Überlebens. Große Banken, kleine Geldinstitute, streikende Praxisärzte, Chinas Wanderarbeiter, der gesamte deutsche Mittelstand »bangt ums Überle-

ben«, wie die Wirtschaftsprüfungs- und Beratungsgesellschaft Ernst & Young am 4. März 2009 zitiert wird. Tag für Tag überboten sich die Redakteure der großen deutschen Tageszeitungen mit Überlebensmetaphern. 2009 war ja immerhin auch das Darwinjahr, und so lag es nahe, dass das *Survival of the fittest* einen gewissen Resonanzboden abgab, für den Orkan an Schreckensmeldungen aus den Fabrikhallen, Büros und Problemzonen des globalen Umbruchs. Und immer wieder Opel/GM, Opel-Betriebsrat, GM, Koch, Guttenberg, Rüttgers und Merkel mitten im Überlebensgetümmel.

Der Dauereinsatz der politischen Klasse verweist auf ein weiteres Charakteristikum dieser modernen Überlebenskonstellationen. Banken, ob systemrelevant oder nicht, Unternehmen, je größer umso besser, oder Kommunen wie Bochum beispielsweise demonstrieren ihre extreme Fürsorgebedürftigkeit in den Zeiten des Umbruchs. Gleichgültig für welche der beiden Überlebensstrategien sie sich entscheiden, keine funktioniert ohne externe Unterstützung. Auf diese Weise kommt der Staat und mit ihm letztlich der Steuerzahler und Bürger ins Spiel. Für viele nicht nur Beobachter, sondern auch jene extrem-liberalen Player im großen Spiel war das die größte Überraschung und wohl auch überraschendste Demütigung, dass diejenigen, die zwischen den Standortkonkurrenzen aufgerieben worden waren, helfen mussten und zum Helfen bereit waren. Staat und die Gesellschaft befanden sich dabei in einem permanenten Zwiespalt: Auf der einen Seite hieß es zu sortieren, die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen. Doch was sich bei den überflüssigen Hartz-IV-Empfängern noch durchsetzen lässt, wird bei den Systemrelevanten zu einem mit allen Härten geführten Kampf. Auch dabei geht es ums Überleben, dem politischen. Auf der anderen Seite sind natürlich auch alle Bürger potenzielle Opelkäufer, denen allen geholfen werden soll. So steigert der Kampf ums Überleben die ohnehin verbreitete Unsicherheit, weil in diesem Zwiespalt jede Entscheidung potenziell falsch wie auch richtig sein könnte.

In den Betrachtungen des Überlebens findet sich noch eine weitere widersprüchliche Beschreibung. Bei aller Dramatik über den Fortgang der Krise, ein Unternehmen, das überlebt, hat die Krise durchstanden, hat es geschafft, wenngleich es vielleicht seine Eigenständigkeit verloren hat wie Porsche, sie nicht gewinnen konnte wie Opel, am Tropf des Staates

hängt wie der Immobilienfinanzierer HRE. Eine Gemeinde – wie beispielsweise Elkhart im US-Bundesstaat Indiana, die »Hauptstadt der Arbeitslosigkeit«¹ – oder der kleine Mann bei Opel oder Nokia sind in einer weitaus schlechteren Lage, wenn es heißt, sie kämpfen um ihr Überleben und ihre Existenz. Sie sind am Ende angekommen. Meistens bedeutet das auch, dass dieser Zustand ein langes Durchhalten nach sich zieht, eine dauerhaft prekäre oder ärmliche Lage, Not, Perspektivlosigkeit und das Stigma der Verlierer des Überlebenskampfes. Unternehmen wurden gegründet und können wieder verschwinden. Menschen dagegen bleiben, bis sie sterben. Für Unternehmen heißt Überleben, eine Chance auf Zukunft zu haben. Für die Menschen, die nur noch überleben wollen, bedeutet das, dass vor ihnen eine lange, beschwerliche und bemitleidenswerte Zeit der Entbehrungen und der notwendigen Fürsorge von außen liegt.

Diese Hochzeit der öffentlichen Überlebensrhetorik war auch die Zeit der Filme »Slumdog millionaire« und »The Wrestler« mit Mickey Rourke. Auf der einen Seite der junge Inder aus dem größten Slum Asiens, dem keiner glauben will, dass er die Fragen in der Quizshow à la »Wer wird Millionär« wirklich selbst beantworten konnte, ohne irgendwelche verborgene Tricks benutzt zu haben. Denn erst beim zweiten Hinsehen offenbart dieses Meer an baufälligen Hütten, Müll und Krankheiten der Slums auch Chancen, die die Leute anziehen und sich deswegen trotzig behaupten lassen, vor allem aber, weil die Not draußen in den Heimatdörfern noch unvorstellbar größer ist. Der andere Protagonist des Überlebens – Randy/Mickey Rourke, als gealterter, schockierend aussehender Superstar der Alten Welt – schleppt sich als Wrestler wie im wahren Leben durch seinen ganz persönlichen Slum. Es kostet ihn Überwindung, und doch ist es überlebenswichtig, überhaupt sein Apartment zu verlassen. Überleben hier wie da ist ein Martyrium des Umbruchs.

Drei Prozesse des Umbruchs

In Wittenberge fanden sich in dieser Zeit keine derartig drastischen Umbruchsbeschreibungen. Ein einzi-

ges Mal überschrieb die Lokalzeitung die Protestaktionen der in der Region ansässigen Spediteure mit [der] »Kampf ums Überleben«². Es ging um Benzinpreise, die Mehrwertsteuer, Flugkerosin und die ungewisse Zukunft einer ganzen Branche, die sich im globalen Wettbewerb von der Bundesregierung im Stich gelassen fühlte. Es ist überhaupt nicht zufällig, dass gerade die Wittenberger Spediteure, die in ganz Deutschland und Europa unterwegs sind, um den Warenstrom im Fluss zu halten, die Krise von 2008 und 2009 am ehesten und härtesten spürten. Für alle anderen galt, was auch für Ostdeutschland insgesamt festgestellt wurde, dass die Einbrüche, Existenznöte und Reorganisationsprozesse im Osten weit weniger Spuren hinterlassen haben als beispielsweise in Nürnberg oder Bochum. Die dramatische Zeit, in der in einem rasanten Tempo die alten industriellen Strukturen abgeräumt wurden, lag schon einige Zeit zurück.

Für die Menschen in Wittenberge wurzelt dieser Deindustrialisierungsprozess unmittelbar in der deutschen Vereinigung und im Speziellen im unheilvollen Wirken der Treuhandanstalt. Auf diese Weise konnte sich bis heute das Fantasma in der Stadt halten, dass die Geschichte Europas modernster industrieller Nähmaschinenfertigung nur aufgrund von eigennützigem Entscheidungen korrupter und inkompetenter Lobbyisten und Politiker ein abruptes Ende fand und möglicherweise noch heute fortexistierte, wenn der Firma nur die Chance zum Überleben Anfang der 1990er Jahre eingeräumt worden wäre.

Tatsächlich begannen die Auflösungserscheinungen des Fordismus wesentlich früher. Schon die 1970er Jahre offenbarten die Endlichkeit dieses Modells, als im Westen das Öl ausging und der Osten nur dank sowjetisch subventionierter Nachschübe weiter wirtschaften konnte. Nach dem Zusammenprall zweier vollkommen inkompatibler Wirtschaftssysteme nach 1989 brachen zunächst die schwächsten, am wenigsten überlebensfähigen oder für überlebensfähig gehaltenen industriellen Strukturen der Massenproduktion weg. Der Umbruch war schon im vollen Gange, als die Menschen die Mauer einrissen. Mehr noch: Der Umsturz im Osten ist als Teil dieses Umbruchs zu betrachten, der sich bis heute fortsetzt und 2008/2009 auch und besonders die altindustriellen Kerne des Westens erreichte.

¹ Koch, »Elkhart droht überall«, *Süddeutsche Zeitung* Nr. 34, 11.02.2009, S. 18.

² Taufenbach, »Kampf ums Überleben«, *Der Prignitzer* Nr. 164/63, 15.07.2008, S. 1.

Drei Prozesse sind es, die den gegenwärtigen Umbruch kennzeichnen. Zum einen lassen sich Fragmentierungsvorgänge beschreiben, die vor allen Dingen die funktionale Separierung gesellschaftlicher Zusammenhänge zum Gegenstand haben. Es handelt sich um eine Entbettung erfolgreicherer Teile von den weniger aussichtsreichen. Im Grunde genommen wird die Herstellung sozialer Gemeinschaft verunmöglicht. Das betrifft vor allen Dingen zwei Dimensionen innerhalb dieses Prozesses. Zum einen die Rasanz des Umbruchs und das Ende langfristigen Denkens, Planens und Handelns, sodass die sozialen Formen, die den Bezugsrahmen für unser Handeln abgeben, ihre Form nur für kurze Zeit behalten, das heißt dass sich langfristige Strategien auf ihnen nur schwerlich gründen lassen. Und zum Zweiten die Permutation der Gesellschaften. Das heißt, dass soziale Ordnungen nicht mehr als eine festgefügte Struktur erfahren werden können, sondern als ein unruhiges Netzwerk, dessen Bestandteile permanent ihre Positionen ändern und wo sich soziale Beziehungen nur mehr temporär herstellen lassen, bis ihre Vorteile aufgebraucht sind. Auf diese Weise werden kurzfristige Projekte und Episoden produziert, die sich nicht zu Sequenzen verbinden lassen. Daher müssen Alltagsstrategien, Lebensführungsmodelle und Zukunftserwartungen, die einer vermeintlichen stabilen gesellschaftlichen Entwicklung angemessen waren, fortwährend überdacht und wenn notwendig korrigiert werden. Das ungeheure Tempo des Umbruchs und die neuen Ungleichzeitigkeiten innerhalb einer Gesellschaft, Stadt, Region oder Familie unterhöheln das Vertrauen in gefundene Arrangements, getroffene Entscheidungen oder geknüpft Netze.

»Ein schnelles und gründliches Vergessen überholter Informationen und schnell veraltender Angewohnheiten könnte sich als für den nächsten Erfolg wichtiger erweisen als das Einprägen früherer Handlungsweisen und die Entwicklung von Strategien, die auf in der Vergangenheit Gelerntem basieren.«³

Mit Schrumpfung kann ein zweiter Umbruchsprozess beziehungsweise ein Bündel von Umbruchsprozessen beschrieben werden. Damit ist zunächst gemeint, dass sich durch das Älterwerden der Bevölkerung und durch zurückgehende Geburtenzahlen ein Prozess demografischen Wandels fortsetzt, der zwar nicht neu ist, aber unter den gegebenen Umständen als verhee-

rend wahrgenommen wird. Die dynamischste Zeit dieses oft als naturwüchsig beschriebenen Prozesses liegt sicher in den 1950er bis 1960er Jahren, doch in der Blütezeit fordistischer Regulation entfaltete der enorme Geburtenrückgang eher positive Wirkungen.

Neben dem demografischen Wandel ist es vor allem die selektive Wanderung von Teilen der regionalen Bevölkerung, die einen wesentlichen Teil zu einer quantitativen wie qualitativen Veränderung der Bevölkerungszusammensetzung beiträgt. Zwar hat sich in weiten Teilen das Bevölkerungsdefizit ausgeglichen, hat sich der numerische Aderlass stark verlangsamt, doch gehen noch immer vor allem jüngere, besser ausgebildete und besser ausbildungsfähige Leute weg, und statt ihrer kommen eher benachteiligte – seien es Menschen, die anderswo keine Chancen haben oder ältere, die die städtische Infrastruktur schätzen – zurück in die Stadt. Zudem fehlt, nicht nur in der Region, sondern in weiten Teilen Ostdeutschlands, jene traditionelle Zuwanderung aus Osteuropa, die bis in die 1950 Jahre hinein zu einer stetigen Strukturerneuerung geführt hat. Zum Dritten tragen vor allem die veränderten Qualifikations- und Fähigkeitsanforderungen in einer deindustrialisierten Region zu einer qualitativ veränderten Bevölkerungszusammensetzung bei.

Exklusion als drittes Charakteristikum des Umbruchs schließlich wird verstanden als ein fortwährend Ungleichheit generierender Prozess, in dem der Differenzierungsmodus von oben/unten auf drinnen/draußen, dazugehörig oder nicht, geeignet oder ungeeignet umgestellt wurde. Die Massenentlassungen zu Beginn der 1990er Jahre und das Wegbrechen von Tausenden Industriearbeitsplätzen allein in Wittenberge schufen einen riesigen Pool meist gut ausgebildeter, arbeitswilliger vorerst Ausgeschlossener. Ein großer Teil von ihnen ging dahin, wo mit Industriearbeit noch Geld zu verdienen war. Manche pendelten zunächst und blieben dann weg, andere fahren noch heute, und wieder andere kehrten in die Region zurück – sei es aus familiären Gründen, aus alter Verbundenheit oder weil das Scheitern in der Fremde noch brutaler ist als zu Hause. Es gibt nicht wenige, die wieder zurückkehren, weil sie in der veränderten Gesellschaft neue Chancen erblicken. Doch es bleibt ein nicht gerade kleiner Teil der Menschen dieses überflüssigen Industriearbeiterpools, denen nur kurzzeitig reguläre Arbeit angeboten wurde, der ansonsten durch zahllose Maßnahmen der Arbeitsmarktpolitik geschleust wurde und sich auch

³ Vgl. Bauman, *Flüchtige Zeiten*, S. 10.

im Umbau der Stadt neu orientieren musste. In diesem Feld entsteht ein Bereich sekundärer Integration⁴ – in Wittenberge wie in Ostdeutschland bis zu einem Drittel der Erwerbsbevölkerung –, denn auch der sich wandelnde Wohlfahrtsstaat macht sich soziale Probleme zu eigen und versucht, sie zu lösen, nur bisher mit dem Erfolg, dass Integration, die Exklusion bekämpfen soll, für viele Betroffene nur imaginiert wird.

Überleben in Wittenberge

Als 2009 die Konjunkturpakete als Überlebenshilfe zunächst für die Banken und in einem zweiten Schritt für die übrige Wirtschaft geschnürt wurden, befand sich die Stadt an einem anderen Punkt als diejenigen, die unmittelbar mit den Konjunkturmitteln gemeint waren. Die Stadtverwaltung hatte mittlerweile eine gewisse Routine erlangt, nach außen wie innen zwischen den Erfolgen und darauf aufbauenden Zukunftschancen und der immer noch notwendigen Transferbedürftigkeit zu moderieren. Das bedeutet, dass die Stadt immer vorbereitet ist auf Situationen, in denen neue Aufbaumittel ausgeschüttet werden. Das Konjunkturpaket von 2009 spülte solche zusätzlichen Mittel für den Hafenausbau in die Stadt. Zudem erhielten auch andere Bedürftige (zum Beispiel Schulen) ganz unerwartet finanzielle Unterstützung, die zwar schon lange dringend notwendig waren, in der konkreten Situation dann doch überraschend eintrafen.

In der gesamtdeutschen Öffentlichkeit kam das gar nicht gut an. *Die ZEIT* sprach von der »letzten Chance«, die *taz* sah die Konjunkturmittel »in der Elbe versenkt«, in der Sendung *rbb-Klartext* war von umstrittenen Steuermillionen die Rede und bei *ZDF Wiso* hieß es, dass die Steuermillionen für das »psychische Wohlbefinden« ausgegeben würden.⁵ Es wurde argumentiert, die Stadt habe das Geld – 4,3 Millionen Euro – irgendwie unberechtigterweise eingestrichen. Wie bei dem jungen Inder in »*Slumdog millionaire*«, der alle Fragen in der TV-Show richtig beantwortete, kann es auch in Wittenberge nicht mit rechten Din-

4 Vgl. Alda u. a., »Erwerbsverläufe und sekundärer Integrationsmodus«, *Berliner Debatte Initial*, Jg. 15, H. 2, 2004, S. 70–85.

5 Vgl. Seils, »Die letzte Chance«, *Die ZEIT* Nr. 09, 19.02.2009; Schmollack, »Konjunkturgeder in der Elbe versenkt«, *taz*, 09. 10. 2009.

gen zugegangen sein, wenn da plötzlich Pläne aus der Schublade gezaubert werden, die vorher keiner kannte. Es gehört jedoch zu einer Überlebenslogik in diesem Umbruchprozess, für den Fall der Fälle gerüstet zu sein, weil tatsächlich schon in alle möglichen Richtungen experimentiert wurde.

Dieses beständige Austesten von Überlebensarrangements zwischen Verkapselung auf einen überschaubaren Kern, Vernetzungs- und Neustartstrategien findet sich auch in Wittenberge, und zwar sowohl auf Seiten der öffentlichen Institutionen wie der Stadtverwaltung als auch bei den Leuten der Stadt. Ein großes Thema dabei ist, wie mit dem durch Fragmentierungs-, Schrumpfungs- und Exklusionsprozesse perforierten Stadtkörper umgegangen werden soll. Die ersten, nach dem Einbruch der Industrie und dem Fortzug vieler Bürger, leer gefallenen Neubaublocks konnten einfach weggerissen werden⁶, ebenso das einstige Arbeiterquartier Packhof, in dem nach 1990 keiner mehr wohnen wollte⁷. Diese »völlig heruntergekommene[n] Häuser, in die jahrelang nichts investiert worden war: Ofenheizung, Toilette draußen, wenig Komfort«⁸, wurden ebenfalls zurückgebaut. Geblieben sind die Lücken zwischen den Häusern, Straßenzüge, die, weil ihr Gegenüber nicht mehr existiert, ihr Gleichgewicht verloren haben. Geblieben sind das Salvador-Allende-Viertel, »die Altstadt als Symbol der ländlichen Vormoderne, [...] die Bahnstraße als bunte Bummelmeile zwischen Stadt und Bahnhof und das Jahn-Schulviertel als Mini-Abbild des gründerzeitlichen Berlins«⁹. Bewegt man sich in der Stadt, so scheint es einem, als wäre sie zugleich größer und kleiner geworden. Kleiner, weil die verschwundenen 30 Prozent Bevölkerung Lücken im öffentlichen Leben hinterlassen haben. Die Stadt, in der sich unzählige kleine und Kleinstunternehmen angesiedelt haben, ist ihrem ländlichen Ursprung wieder näher gerückt. Die Idee von der kleinen hübschen Stadt, in der vielleicht 15 000 Einwohner

6 Immerhin wurden in Wittenberge bis 2008 1191 Wohnungen abgerissen (laut Plan sollen es bis 2013 2962 werden); Quelle: Ministerium für Infrastruktur und Landwirtschaft Brandenburg: Pressemitteilung 194 / 2008. Besonders als Wittenberge-Nord verschwand, wurden viele der ehemaligen Bewohner in der Bahnstraße im Zentrum neu angesiedelt.

7 Vgl. Hermann, »Wittenberge«, *Museumsblätter*, H. 8, 2006, S. 24–27.

8 Ebenda S. 26

9 Ebenda S. 24.

einen wunderbaren Ort an der Elbe bewohnen, spielt in den Zukunftsszenarien eine große Rolle. Dagegen sind die einzelnen Teile der Stadt weiter auseinandergerückt. Randbewohner finden seltener in die Bahnstraße, seien überhaupt »in den letzten zwei Jahren nicht in der Stadt« gewesen. Soll die Stadt sich konzentrieren auf den denkmalgeschützten Innenstadtbereich, oder lohnt sich ein Experiment mit den Chancen, die die Dezentralität bietet: Neubau gegen Gründerzeit oder Neubau und Gründerzeit?

Die Beantwortung dieser Fragen hängt unmittelbar mit dem Transformationsbild, das die Stadt abgibt und von sich zeigen will, zusammen. Ländliche Idylle, Denkmal des Industrialismus oder immer weiter so, also Überlebensstorso? Als im März 2010 das *Zeit-Magazin* über das Wittenberge-Projekt berichtete, waren es letztlich die Bilder, die für den größten Aufruhr sorgten. »Was läuft in Wittenberge?«, fragte schwarz auf weiß der Titel des Magazins. Um auch gleich darauf eine Antwort zu zeigen: ein Schimmel, der am Halfter hinter seiner Besitzerin am einzigen Kino der Stadt vorbeiläuft, eine ältere Frau, die den beiden entgegenkommt und ein älterer Herr mit Hut, Akten tasche und Fahrrad, der aus dem Bild fährt. Die Konfrontation mit der ländlichen östlichen Umgebung, in der sich ein Bild der Zukunft spiegelt, schien schwer erträglich. »Wie Polen oder Rumänien« sehe das aus, meinten verärgerte Wittenberger. Dabei gehört der Fuhrbetrieb, der die Pferde hält und regelmäßig von den Wiesen durch die Stadt führt, schon längst zur Stadt, wie auch die große Koppel, auf der Damwild und Schafe gehalten wurden, eingezäunt zwischen Ölmühle, Nähmaschinenwerk, gleich hinter der Bahnstraße. Wittenberge ist in diesem Umbruch zu einer Kleinstadt geworden, die sich noch fremd fühlt zwischen all den Kleinen. Sie ist gezeichnet wie Mickey Rourke von den Abnutzungskämpfen und sucht noch nach einem Bild von sich, das sie annehmen kann, ohne sich zu alt, zu ländlich, zu kaputt, zu verloren und zu verlassen zu fühlen.

Überlebensalltag

Für die Menschen eines solchen Umbruchs, für die, die bleiben, die, die weg wollen, die, die weg gehen, und die, die wiederkommen, fühlt sich dieses Überleben in schrumpfenden Gesellschaften nicht anders an.

Die neuen Überlebensarrangements müssen sich erst in der Zeit bewähren. Es muss ausgetestet werden, ob man sich lieber verschanzt, bis das Schlimmste vorüber ist, oder einfach noch einmal neu anfängt – mit neuer Familie, neuem Job, neuen Freunden, neuem Haus und neuem Garten. Es ist in diesem Fall die unvergleichliche Rasanz der Ereignisse, die alles Bestehende hinweggespült hat und erst nach und nach wieder Möglichkeiten der Reorganisation freigibt. Noch heute hängt (und steht mit dem Singer/Veritas-Turm) das Trauma des plötzlichen Todes in der Luft. Ehemalige Beschäftigte können heute, fast 20 Jahre später, genau die Umstände, das Wetter und andere Details dieses Endes erzählen, ohne groß überlegen zu müssen.

Individuelle Prekarität an einem sich selbst unsicheren Ort verlangt die doppelte Anstrengung und die doppelte Aufmerksamkeit. Darum ist es nur verständlich, dass noch immer junge Leute ihr Glück eher da suchen, wo der Grund sicher scheint, weder die Stadt noch die Eltern kaum Orientierung bieten, obwohl die Chancen junger Menschen auf gute Ausbildung, Lehre und Facharbeit sich wesentlich verbessert haben in den letzten Jahren. Es geht für diejenigen, die sich fürs Bleiben entschieden haben, darum, wie es gelingt, je nach sozialer Position und lebensgeschichtlicher Erfahrung, entsprechend bereitstehender Ressourcen und aktivierbarer sozialer Netzwerke, Strategien zu entwickeln, die es erlauben, weiterzuleben, weitermachen zu können, ohne die Garantie auf Wohlfahrt und Erfolg.

Ein Ort, an dem diese Versuche beobachtet werden können, sind die zahlreichen Kleingärten der Stadt. Es lag nahe, gerade dort nach diesen Selbsthilfestrategien zu suchen, weil das Kleingartenwesen eine bedeutende Kraft in der Stadt ist. Immerhin 15 Prozent der Wittenberger Bürger bewirtschaften eine kleine Parzelle. Auffällig war zunächst, dass vor allem Rentner die Vereine dominieren und im Wesentlichen ihre tradierten Vorstellungen von der Art und Weise, mit dem Kleingarten umzugehen, durchsetzen. Die veränderte gealterte Zusammensetzung der Stadtbevölkerung spiegelt sich in besonderer Weise in den Kleingartenvereinen wieder. Die Konflikte werden geführt um die angebauten Kulturen und die weitere Art der Nutzung. Dabei tut sich zwischen den etablierten Alten und den meist prekären Jungen ein tiefer Graben auf. Während die Alten dem gewohnten Arbeitsethos folgend ihre

Parzelle in eine Art Minifabrik für Obst, Gemüse, Blumen verwandeln, kann es schon mal vorkommen, dass die jungen Prekären Obstbäume roden, weil die anfallenden Früchte eher zur Last werden. Dagegen suchen die Alten verzweifelt Abnehmer für das produzierte Gut. Interessant war nun die Erkenntnis, dass der Kleingarten als Ort der produktiven Selbsthilfe gerade für jene Jüngeren keine Rolle spielte, von denen wir annahmen, dass es für sie hilfreich sein könnte, zum Beispiel Gemüse selbst anzubauen, statt einkaufen zu müssen. Das Gegenteil ist richtig: Nicht am Konsum teilhaben zu können wirkt stigmatisierend, zumal die Discounter den Bereich billigste Lebensmittel ausgesprochen gewinnbringend organisiert haben. Es wäre also das falsche Zeichen, statt von Netto lieber aus dem Garten die Kartoffeln zu beziehen, und es wäre unklug, weil die eigenen viel zu teuer wären. Was stellen nun die Prekären dem Arbeitsethos der Etablierten gegenüber? Es ist die Idee vom Minieigenheim, auf dem man trotz aller Widerstände tun und machen kann, was man will. Der offene Konflikt dreht sich um Grillpartys und Swimming Pools.

Der Arbeitsethos der Alten, wonach man mit viel und geduldiger Arbeit viel erreichen/ernten kann, wirkt gerade auf die Jüngeren, deren Arbeitskarrieren häufig unterbrochen wurden, wenn sie nicht überhaupt nur mehr sekundär über Maßnahmen integriert sind, anachronistisch. Dagegen ist die Idee, an einem festen Ort ein – wenn auch sehr kleines – »Eigentum« zu besitzen, gerade weil die soziale Einbindung nicht funktioniert, durchaus naheliegend.

So finden sich in den Kleingärten folglich keine Subsistenzstrategien, die unmittelbar das tägliche Überleben sichern könnten. Die existieren vielmehr im Verborgenen und sind bisher wenig verbreitet. Eine solche Überlebensstrategie kann man aber beispielsweise da beobachten, wo Häuser abgerissen werden – was naheliegt in einer Stadt, in der noch immer Ruinen auf ihren Rückbau warten. Es ist möglich, dass man mit den Abrissfirmen, den Hauseigentümern oder -verwaltungen Deals verabredet, die es gestatten, dass man nützliche Dinge zum eigenen Verbrauch auf eigene Kosten (was in dem Fall die eigene Arbeitskraft und das eigene Werkzeug sind) ausbaut, um sie für den späteren Gebrauch zurückzulegen. Die Voraussetzung dafür ist, dass man über das notwendige handwerkliche Geschick verfügt, Lagermöglichkeiten hat und – zentral – dass, anders als im Bereich der Lebensmittel, diese

Gegenstände nur für sehr viel mehr Geld erworben werden könnten. Dass also der Abstand zwischen den Kosten, die für die Selbsthilfe anfallen, weit unter denen liegen, die man für Baumaterial bezahlen müsste.

Auch fanden sich bei der Beschaffung von Heizmaterial Leute, die überlebensstrategisch unterwegs sind. Der Mann einer jungen Familie – er Leiharbeiter, sie seinerzeit in einer Maßnahme, denen in der Stadt ein Mehrfamilienhaus zugefallen war – sammelt, wie er das von seinem Vater gelernt hatte, Holz, um die Heizung der Wohnung damit zu betreiben. Dieses Holz fällt als kaputte Paletten bei seinem Arbeitgeber, einem Lagerunternehmen, an. Davon bringt er sich jeden Tag einen kleinen Pkw voll mit nach Hause. Dort wird das dann klein gesägt und fein säuberlich im Keller oder auf dem Hof gestapelt. Damit das Holz in den feuchten Kellerräumen auch wirklich trocken bleibt, werden zudem die kleinen Tütchen, die zur Trockenhaltung von Elektronik oder Textilien benutzt werden, zwischen das Holz gestreut. Es zeigt sich wiederum, dass die Differenz zwischen Heizöl und geschenktem beziehungsweise selbst aufbereitetem Holz groß genug ist, damit sich diese Form der Selbsthilfe wirklich lohnt.

Zudem kann man sehen, dass es einer besonderen Findigkeit bedarf – die Tütchen sind vielleicht ein Beleg dafür –, die sich bietenden Gelegenheiten zu sehen und dann tatsächlich auch nutzen zu können. Am besten funktioniert das, wenn Mann oder Frau von vornherein darauf setzen, mehreren mitunter auch parallel nebeneinander herlaufenden Überlebensstrategien zu folgen: Leiharbeit und Holz machen, Pkw-Hängerbau und die Vermittlung osteuropäischer Frauen zur Hochzeit mit Männern aus der Gegend, Zeitung austragen und Putzjobs – um nur die naheliegenden zu nennen. Man kann aber auch in der Videothek namens *Video and more* Fisch räuchern lassen oder am Tresen des Autohauses Westernheftchen für 50 Cent erwerben. Diese Verbreiterung des Gelegenheitsraums kompensiert in gewissem Maße die Ertragsschwäche der einzelnen Handlungsstränge und schafft gleichzeitig eine Art von Vorrat für (noch) schlechtere Zeiten, und auf diese Weise entsteht Handlungsvertrauen, das die sich wandelnde Gesellschaft nur noch partiell oder in eingeschränktem Maße zu bieten hat.

Wie für die Stadt die Konzentration auf den Stadtkern eine mögliche Option ist, greifen auch Menschen, besonders jene in prekären Lebenssituationen, auf diese

Strategie zu. Unter den Leuten, die schon lange arbeitslos sind, von Zeit zu Zeit Maßnahmen der Arbeitsagentur annehmen müssen, die wenig Geld und auch darüber hinaus kaum Ressourcen haben, deren Ausbildung zum Teil veraltet ist und die seit langer Zeit unter anderem auch von Transfereinkommen leben, fanden wir hochgradig durchorganisierte, auf ein Minimum zurückgefahrte, in sich funktionierende und dadurch von Tag zu Tag reproduzierbare Lebensführungsmodelle, die es den Leuten ermöglichen, nicht in Wohlfahrt, sehr wohl aber durchaus respektabel zu überleben.

Überleben heißt hier, dass der Modus, nach dem Entscheidungen gefällt und geplant werden, umgestellt wird von Karriere und Zugewinn auf Erhaltung und Bewahrung. Überleben heißt nicht, dass die Leute hier beständig Hunger leiden und Müllkippen umgraben, sondern dass soziales Kapital so eingesetzt, kombiniert und auch verweigert wird, dass das Wenige an Familie, an sozialen Kontakten, an Ressourcen und auch an Vertrauen nicht aufgebraucht, sondern beständig wiederhergestellt wird. In einem solchen Überlebensmodus wird plötzlich der Ort wieder wichtiger, die soziale Gruppe – das Kleineigentum, das verteidigt wird gegen die etablierte Gesellschaft, die Schrumpffamilie in der Stadt –, die nicht aufgegeben wird für die Aussicht auf Arbeit außerhalb der Region, oder der tägliche Rundgang durch die Straßen der Stadt, um zwar teilhaben zu können, aber nicht teilnehmen zu müssen.

Verlierer- oder Heldenstadt

Die Frage nach diesem pragmatischen Überleben lässt sich in modernen Gesellschaften nicht ohne Weiteres stellen, weil das Eingeständnis, nur mehr zu überleben und nicht mehr aufzusteigen, wenn schon nicht gleich stigmatisierend, so doch als eine Außenseiter- oder Aussteigerposition erfahren wird. Als läge eine Schutzschicht zwischen der Zeit des Überlebens und der Zeit der Wohlfahrt.

Aber es kann eine pragmatische Überlebensentscheidung sein, der Tochter zu raten wegzugehen. Es ist mit Sicherheit eine pragmatisch rational kluge Entscheidung, auf den Anbau von Pfirsichen im Kleingarten zu verzichten, weil man sie bei Netto das ganze Jahr über billiger und wohlschmeckender kaufen kann, genauso

kann es sinnvoll sein, sich jeden Tag einen Hänger Holz von der Leiharbeit mit nach Hause zu nehmen. Auch die vermeintliche Immobilität von Menschen in prekären Lebenslagen kann eine ganz pragmatische Überlebensstrategie sein, weil die eng gestrickten Lebenskonstruktionen der Leute nur an diesem einen Ort funktionieren und die Strategien und Modelle für sie ein wesentliches soziales Kapital darstellen, das durch einen Umzug zerstört würde.

Dieses pragmatische Überleben vieler Leute in der Stadt steht in einem gewissen Gegensatz zu einem heroischen Überleben, das die Stadt als ein Opfer des industriellen Zeitalters und der deutschen Vereinigung sieht. Wie Opel ein halbes Jahr lang das Opfer für das Ende des Fordismus war, lebt in Wittenberge der Gedanke, dass die Nähmaschinenfabrik als Opfer für die Deutsche Einheit erbracht werden musste. Die Stadt sieht sich nicht als Verlierer-, aber als Opfer-, das heißt auch Heldenstadt. So thront der Uhrenturm mit dem Ziffernblatt, das größer ist als das des Londoner Big Ben Towers, allgegenwärtig über der Stadt, wie ein Leuchtturm, der die Gedanken anzieht, aber keine Richtung weisen kann. Die Botschaft lautet: Wir haben unser Werk – dort drüben steht noch der Turm, der von der einstigen Größe Zeugnis ablegt – und unsere Gemeinschaft eingebracht und nichts Adäquates zurückerhalten. Wenn diese Disparität ausgeglichen werden soll, muss uns ein Anschluss an die industrielle Welt gewährt werden – mit Autobahn, Hafen und Operettenbühne.

Vielleicht ist ja diese Opfer-Rhetorik eine Zeit lang notwendig gewesen, damit die Leute sich in ihrem Schatten auf die wirklichen Ereignisse und Schwierigkeiten ihrer sozialen Umwelt einrichten konnten, damit sie ihre Energie auf die Bewältigung einer weitestgehend unbekanntem Gesellschaft konzentrieren konnten. Die allermeisten Menschen sind heute schon weiter im pragmatischen Überleben, ohne dass sich das als Überlebenskunst etwa in der städtischen Rhetorik nennenswert niedergeschlagen hätte. Die Städter selbst haben sich in ihrem Überlebenspragmatismus unmerklich eingerichtet, das Heldenhafte wird nur noch als eine Art Marketingsymbol, als *brand* gebraucht.